

die bloße Gewalt hinaus das Recht macht, dann hat er etwas geschaffen; wenn er über die Ichsucht, die Eigensucht hinaus zum Gemeinschaftsdienst gekommen ist, dann hat er etwas Neues gemacht, dann ist er ein Schöpfer geworden; wenn er über den Haß, die Gleichgültigkeit, Müdigkeit, Verdrossenheit, Verneinung hinausgekommen ist, um die Liebe, die schwingende, die beschwingte, die singende, die strahlende Liebe zu machen, dann ist er etwas geworden: ein Gott, der einen Kosmos geschaffen hat. Gerade die Menschen, die so wirken, sind auch eigentlich die religiösen Menschen, die wahrhaft frommen Menschen, die ein Reich Gottes bauen; und siehe, es ist auch eine Heimat der Menschen. Sie sind die großen Lebendigen, die das Leben Gottes fortpflanzend tragen, sind die Offenbarung des Numinosen, des Heiligen im buchstäblichen Sinn, sind die Erscheinung des Geistes, der über den chaotischen Wassern schwebt und Wunder wirkt. Den großen religiösen Menschen von gestern und heute und in aller Zukunft gegenüber können wir das Größte und Kühnste wagen, was man Menschen gegenüber überhaupt wagen kann, man kann zu ihnen beten, man kann ihnen danken dafür, daß sie da sind. Immerfort wird die gequälte Menschheit ihre Hände flehend erheben nur zu den Menschen, die ihr Gott nähergebracht haben; denn in diesen Menschen ist der Heiland wieder sichtbar geworden. Immerfort wird die Menschheit diesen Menschen danken, so wie sie dem Paraklet dankt:

Der Du der Tröster wirst genannt  
und Gabe aus des Höchsten Hand,  
ein Lebensquell, Licht, Lieb und Glut  
und Geistessalbung, Kraft und Mut.

## Volkswirtschaft und Weltwirtschaft

Von Gustav Gundlach S. J.

Mitten in der Hochblüte der liberalen Denkweise gab Heinrich Pesch in seinem „Lehrbuch der Nationalökonomie“ folgende Begriffsbestimmung der Volkswirtschaft: Volkswirtschaft ist die Wirtschaft eines staatlich geeinten Volkes. Es war klar, daß diese Auffassung in der um die Jahrhundertwende herrschenden Fachliteratur der sog. neuklassischen oder liberalen Wirtschaftslehre auf starken Widerstand stoßen mußte. Man lehnte sie als nicht „wertfrei“, als „ethisch“ ab, ohne zu bedenken, daß man auf diese Weise nur die Schwäche des eigenen Standpunktes offenbarte. „Ethisch“ konnte ja bei dem philosophischen Unterbau der von Pesch vertretenen Wirtschaftslehre nicht irgend welche subjektive Wertung und gesinnungsmäßige Wertfestsetzung bedeuten, sondern die Anerkennung einer im Letzten nicht quantitativ, sondern qualitativ gebauten und auf objektive Zweck- und Wertzusammenhänge gerichteten Wirklichkeit der Wirtschaft. Während die „klassische“ Wirtschaftslehre alle qualitativen Unterschiede von Gütern und Leistungen in abstrakte „Geldrechenhaftigkeiten“ letztlich auflöste und die Theorie in der Herausarbeitung eines „Mechanismus der Preise“ gipfeln ließ, hielt Pesch



an dem objektiven Wertcharakter der Güter und Leistungen fest und sprach darüber hinaus sogar von ihrem „volkswirtschaftlichen“ Wert; kurz, er ging davon aus, daß die Einheit des volkswirtschaftlichen Geschehens nicht im Streben nach einer ständigen mechanisch-quantitativen Gleichgewichtslage eines gesellschaftlich mehr oder weniger zufällig geschlossenen Kreises von Leistungen und Gegenleistungen liege, sondern im dauernden Streben nach Verwirklichung eines Telos, eines letzten Zweckzusammenhangs aller volkswirtschaftlichen Vorgänge, wie er im Begriff der Volkswirtschaft als der „Wirtschaft eines staatlich geeinten Volkes“ ausgedrückt ist.

Im engsten Zusammenhang mit dieser Betrachtungsweise steht dann die Auffassung der Weltwirtschaft bei Pesch. Sie ist für ihn ein Verkehrsgebilde zwischen den Volkswirtschaften. Dies bedeutet, daß erstens die Weltwirtschaft jener plastischen und eigenartigen Einheit entbehrt, die jede echte Volkswirtschaft auszeichnet, und daß zweitens die Weltwirtschaft ihrem eben dargelegten Begriff nach das Bestehen und das Weiterbestehen solcher Volkswirtschaften unmittelbar und im Sinne des weltwirtschaftlichen Optimums selbst voraussetzt. Auch hier stieß Pesch auf entschiedenen Widerspruch; erinnert sei an seine Auseinandersetzung mit Sartorius von Waltershausen im Weltwirtschaftlichen Archiv. Für die „Neuklassiker“ schien eben die Frage historisch gemäß der bekannten Lehre von den „Wirtschaftsstufen“ gelöst, und die Weltwirtschaft erschien ihnen als das gegebene Endstadium einer Entwicklung, die von der geschlossenen Hauswirtschaft zur Stadtwirtschaft und dann, allenfalls über eine Territorialwirtschaft, zur Volkswirtschaft und schließlich zur Weltwirtschaft ging. Und erst recht mußte eine Lehre, die die „freie Konkurrenz“ zum einzigen und entscheidenden Ordnungsprinzip gesellschaftlichen Wirtschaftens machte, den Idealfall in einem möglichst weiten und möglichst einheitlichen Wirtschaftsraum sehen. Nur so konnte, wie im einzelnen bereits in Bd. 119 dieser Zeitschrift, S. 180 ff., ausgeführt wurde, theoretisch die denkbar sicherste Gewähr geschaffen werden, daß aus dem Zusammenstoß der wirtschaftenden Einzelkräfte im freien Wettbewerb das wirtschaftliche Wohl aller sich von selbst, in einer glücklichen, prästabilisierten Harmonie ergebe.

Jedermann weiß und spürt heute, wie sehr diese theoretischen Erwägungen an der Wirklichkeit vorbeigingen und immer mehr vorbeigehen. Und kleiner wird auch täglich die Zahl jener, die unter Hinweis auf den gewiß erstaunlichen wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands vor dem Kriege und auf seinen damaligen ergiebigen Vorstoß in die Weltwirtschaft hinein die jetzige schwere Krise nur als vorübergehende „Störung“ eines an sich von der klassischen Nationalökonomie theoretisch richtig gesehenen Verlaufs der kapitalistischen Wirtschaftsweise betrachten und sog. außerwirtschaftlichen Faktoren die Schuld zuschreiben wollen. Wie sehr nun auch unter den Krisenursachen Faktoren mitwirkten und mitwirken, die mit Recht als außerwirtschaftlich bezeichnet werden, so fragt es sich dennoch, ob nicht die liberale Theorie von vornherein die Struktur der Wirtschaft, ihre innern Bauelemente, zu sehr vereinfachend gesehen hat;



dies kann hier nur bedeuten, daß sie die Mitwirkung von Faktoren über-  
sah, die unter keinen Umständen als außerwirtschaftliche gelten können.  
In der Tat ist es so. Der maßgebliche Fehler der Theorie liegt in dem  
vorhin gezeichneten Streben, alle Wirtschaftsvorgänge in quantitative  
Größen aufzulösen und von jenen Wert- und Zweckzusammenhängen  
grundsätzlich abzusehen, die nicht nur die Wirklichkeit der gesellschaft-  
lichen Wirtschaft, sondern überhaupt jede Wirklichkeit innerlich begrün-  
den und bestimmen. Daß man jene naturhaften gesellschaftlichen Zu-  
sammenhänge dauernd vergewaltigen ließ, weil man sie theoretisch über-  
sah, ist die Mitschuld der Theorie an der Krise.

Gerade an der Entwicklung der Verhältnisse zwischen Volkswirtschaft  
und Weltwirtschaft zeigt sich nun am auffälligsten die Eigenart des dar-  
gelegten Versagens der liberalen Wirtschaftstheorie. Sie scheitert gegen-  
über der Frage nach den wesentlichen Beziehungen von Volkswirtschaft  
und Weltwirtschaft durch das Voranstellen rein quantitativer Gesichts-  
punkte und durch die grundsätzliche Vernachlässigung der qualitativen,  
durch vorgegebene Wert- und Zweckzusammenhänge bestimmten und am  
Wirtschaftsverlauf maßgeblich mitformenden Einheiten im Ganzen der ge-  
sellschaftlichen Wirtschaft. Die vorhin erwähnte Lehre von den „Wirt-  
schaftsstufen“ und von ihrer Abfolge bedeutet ja im Grunde nichts an-  
deres, als ein rein quantitatives Moment, nämlich das Maß der Weglänge  
vom Erzeuger zum Verbraucher, als einen entscheidenden Gesichtspunkt  
der Theorie annehmen. Hinzukommt dann noch die mehr oder weniger  
offen ausgesprochene Vorstellung, daß jene Wirtschaftsstufen nicht nur  
zeitliche Abfolgen, sondern auch Stufen steigender Vollkommenheit der  
gesellschaftlichen Wirtschaft darstellen. Das Endergebnis ist das rein  
quantitative Ideal der Weltwirtschaft als des größtmöglichen Wirtschafts-  
raums, in den sich die selbständigen Volkswirtschaften nicht nur tatsäch-  
lich immer mehr auflösen, sondern auch auflösen sollen.

Dieses Ideal oder, besser, Idol kommt am augenfälligsten zum Durch-  
bruch in der immer vollständigeren Verbörsung des „Marktes schlechthin“  
als des Inbegriffs aller Waren- und Effektenmärkte, eine Entwicklung,  
die natürlich durch den modernen Hochstand unseres Verkehrs- und Nach-  
richtenwesens erst möglich wurde. Die dadurch in der gesellschaftlichen  
Wirtschaft erreichte, nahezu vollkommene Vertretbarkeit oder Fungibili-  
tät von allem und von allen schien vielen die wahre und höchste Offen-  
barung der Einheit der Welt und der Einheit der Menschheit zu sein.

Völlig unproblematisch erschien solcher Betrachtungsweise daher auch  
der Zustand der deutschen Volkswirtschaft, die allmählich die Grundlage  
sowohl ihrer Ernährung wie auch ihrer Rohstoffversorgung immer mehr  
in ferne und fernste Gebiete verlegte, die einen Großteil ihrer stets wachsen-  
den industriellen Erzeugung im Ausland absetzte, und für die es immer  
charakteristischer wurde, Träger weltwirtschaftlicher Handels- und Ver-  
kehrsbeziehungen zu sein. Farblos und „wertfrei“ wurde von der Theorie  
die deutsche Volkswirtschaft als ein „bestimmtes Ineinandergreifen von  
Einzelwirtschaften“ bezeichnet; weder die Kriegs- noch die Nachkriegs-  
erfahrung konnten diese Selbstsicherheit erschüttern, im Gegenteil, der



Prosperitätswahn um 1928 und 1929 weckte noch einmal die weltwirtschaftlichen Träume. Erst jetzt, wo wir das jahrelange Dahinschleppen und schließlich elende Absterben der Weltwirtschaftskonferenz erleben mußten, dämmert die Erkenntnis, daß grundlegende Irrtümer über das Wesen von Volkswirtschaft und Weltwirtschaft vorliegen müssen. Die neuen Einsichten liegen zweifellos, wenn auch wiederum nicht fehlerlos, in der Richtung der von jeher durch Heinrich Pesch vertretenen Auffassung, daß Volkswirtschaft die Wirtschaft eines staatlich geeinten Volkes und daß Weltwirtschaft ein Verkehrsgebilde zwischen solchen Volkswirtschaften ist.

Nicht nur die falsch angewandte Theorie von den „Wirtschaftsstufen“ ließ die liberale Wirtschaftslehre gegenüber dem Fragenkreis um Volkswirtschaft und Weltwirtschaft versagen; noch weniger konnte der andere oben erwähnte Gesichtspunkt, der in der freien Konkurrenz das einzige und alleinige Ordnungsprinzip der gesellschaftlichen Wirtschaft sah, die Lösung der Frage fördern. Vorhin schon wurde entwickelt, wie eine derartige Ordnungsidee mit innerer Notwendigkeit die Forderung eines möglichst großen Spielraums für die freie Konkurrenz mit sich bringt, also die Forderung des durch keine geschlossenen Kreise unterbrochenen, schlechthin freien weltwirtschaftlichen Raumes. Tatsächlich aber durchbrachen wehrpolitische und noch mehr sozialpolitische Gesichtspunkte, ferner die Macht- und Geltungsstrebungen nationalen Wollens und vor allem der Ausdehnungs- und Ausschließungsdrang des monopolistischen Privatkapitalismus immer häufiger und einschneidender das Spiel des freien Wettbewerbs im weltwirtschaftlichen Raum. Mochte auch die liberale Theorie jene Faktoren teilweise als außerwirtschaftliche Faktoren beurteilen oder mochte sie, wenn auch zu Unrecht, den Kartellkapitalismus als „Fortsetzung der freien Konkurrenz mit andern Mitteln“ betrachten, so war eben doch das Ergebnis dies, daß neben der freien Konkurrenz, sogar in wachsendem Maße stärker als sie, andere Kräfte die gesellschaftliche Wirtschaft gestalteten und „ordneten“.

Diese Kräfte entsprangen teils wie die wehr- und sozialpolitischen Eingriffe Wert- und Zweckzusammenhängen, die zwar gesellschaftlicher Natur waren, aber durchaus von der liberalen Theorie als außerwirtschaftlich angesehen wurden, teils, wie die monopolkapitalistischen Eingriffe, einem Macht- oder Erwerbsindividualismus, der zwar von der Theorie als durchaus innerwirtschaftlicher Faktor betrachtet wurde, aber von jedem gesellschaftlichen Wert- und Zweckzusammenhang völlig losgelöst war. So ward denn das Bild der konkreten Volks- und Weltwirtschaft und der dort waltenden Beziehungen immer mehr zu einem Bild von Sinnlosigkeiten und rein willkürlichen Tatsächlichkeiten. Wo noch eine relative Statik der Beziehungen herrschte, war sie die grausame Auswirkung macht-individualistischer Setzung, sei es von Gläubigern gegenüber zahlungs-, weil absatzunfähigen Schuldern, sei es von zollbewehrten Staaten gegenüber ebenso ausfuhrhungrigen wie ausfuhrbehinderten Genossen der angeblichen Weltwirtschaft.

So rief man denn nach der Auflösung dieser falschen Statik. Die Rufe



nach Brechung der Zinsknechtschaft wie nach nationaler Autarkie sind hierfür bezeichnend. Man merkte dabei aber nicht, daß beide Losungen im Grunde nur den einen Machtindividualismus durch einen andern ablösen wollen. Man merkte nicht, daß man dadurch sowohl Volkswirtschaft wie Weltwirtschaft als gesellschaftliche, d. i. überindividuelle Einheiten aufgab und in individualistische Gruppen von Gläubigern und Schuldern bzw. von wirtschaftsautarken Nationalstaaten auflöste. Dies bedeutet aber die Preisgabe des menschlichen Wirtschaftens als eines Kulturgeschehens; denn im gesellschaftlichen Charakter liegt der Kulturcharakter der Wirtschaft beschlossen. Damit war man freilich bei einem Standpunkt angelangt, der den Auffassungen Heinrich Peschs von Volkswirtschaft und Weltwirtschaft geradezu entgegengesetzt war. Denn wenn er lehrte, daß Volkswirtschaft die „Wirtschaft eines staatlich geeinten Volkes“ ist, so verstand er diese Wirtschaft als durch einen überindividuellen Wert- und Zweckzusammenhang geeint und gerade deshalb als Kulturgeschehen und zudem noch ausdrücklich als „die materielle Grundlage der übrigen Kultur eines Volkes“. Und indem er die Weltwirtschaft als Verkehrsgebilde zwischen solchen Volkswirtschaften bezeichnete, war der Kulturcharakter der Weltwirtschaft ebenfalls ausgesprochen.

Fragt man, abgesehen von dem tatsächlichen Verlauf, nach dem tieferen Grund, warum gerade die Weiterverfolgung des liberalwirtschaftlichen Gedankens von der freien Konkurrenz als einzigen Ordnungsprinzips der gesellschaftlichen Wirtschaft mit innerer Notwendigkeit zur Auflösung ihres Kulturcharakters führte, so stößt man auf Folgendes. In glücklicher, prästablierter Harmonie soll, wie ausgeführt wurde, die unbehinderte Auswirkung der freien Konkurrenz das wirtschaftliche Wohl aller bewirken; aber dieses wirtschaftliche Wohl aller ist keine vorgegebene Norm gesellschaftlicher Wirtschaft, kein überindividueller Zweckzusammenhang, der das wirtschaftende Tun des Einzelnen erst über bloße Trieb- und Interessehandlungen hinaushebt, sondern ist ein rein mechanisches Ergebnis des freien Wettbewerbs aller, eine bloße Summierung der wirtschaftlichen Erfolge der Individuen, wie sehr natürlich auch die liberale Theorie zugeben muß, daß die quantitative Berechnung dieser Summe als Ausdruck gesellschaftlicher Produktivität unmöglich ist. Jedenfalls fällt aber auf diese Weise der kulturelle Charakter der gesellschaftlichen Wirtschaft; denn dieser ist daran geknüpft, daß die gesellschaftliche Wirtschaft wesensnotwendig von einem ihr eigenen überindividuellen Wert geformt ist. Wiederum ist festzustellen, daß die quantitativ-mechanische Einstellung der liberalen Wirtschaftslehre, ihr Übersehen qualitativer Wert- und Zweckzusammenhänge der gesellschaftlichen Wirtschaft die eigentliche Fehlerquelle ist.

Nimmt man noch hinzu, daß alles menschliche Kulturgeschehen sich in Raum und Zeit vollzieht, so trifft man wieder auf letzte Unzulänglichkeiten der liberalen Theorie, und zwar wieder auf Unzulänglichkeiten der eben gezeichneten Eigenart. Der möglichst ununterschiedene und möglichst weltweite Wirtschaftsraum, den sie fordert, ist eben der „Markt schlechthin“, wo sich zuletzt alles und alle unterschiedslos in „Geldrechnen-



haftigkeiten“ auflösen; er ist also etwas durchaus Qualitätsloses und rein Quantitatives. Nicht anders ist es mit der zeitlichen Einordnung des wirtschaftlichen Geschehens, die nach lediglich quantitativ bemessenen Perioden geschieht. Nur die Währungen bildeten infolge ihres nicht völlig ablösbaren Zusammenhangs mit der „Staatlichkeit“ einen letzten, unvermeidlichen Rest von qualitativem Eigensein in dem sonst als vollständig homogen gedachten und entsprechend behandelten Verlauf der Weltwirtschaft; tatsächlich erhielt ja auch dann von dort aus das auf dem falschen Boden rein quantitativer Beziehungen errichtete Gebäude der Weltwirtschaft den entscheidenden, wenigstens sichtbar entscheidenden Stoß. Die verachtete Macht des Qualitativen meldete sich eben an.

Wegen der Eigenart des Raum-Zeitlichen jedes Kulturgeschehens, also auch der gesellschaftlichen Wirtschaft, mußten Theorie und Praxis des Wirtschaftsliberalismus versagen. Er pflegte grundsätzlich nur ein quantitativ-flächenhaftes, zweidimensionales, im bloßen Neben- und Nacheinander verlaufendes Denken. Aber anders sind Raum und Zeit, in denen echtes Kulturgeschehen sich vollzieht. Hier wird die homogene Fläche zum innern gegliederten Zusammenhang plastischer, qualitativ unterschiedener Einheiten; und der sinnvolle, von geistigen und materiellen Elementen getragene Zusammenhang persönlicher und sachlicher Beziehungen macht aus Raum und Zeit etwas wesentlich anderes als ein bloßes Neben- und Nacheinander des Geschehens. Wenn z. B. Heinrich Pesch in der Begriffsbestimmung der Volkswirtschaft als der „Wirtschaft eines staatlich geeinten Volkes“ gerade den Kulturcharakter der gesellschaftlichen Wirtschaft ausgedrückt fand, so meinte er ein gesellschaftliches Wirtschaftsgebilde, das durch eine Fülle von in Raum und Zeit gewordenen und sich ständig auswirkenden Beziehungen persönlicher und sachlicher Art einen bestimmten überindividuellen Sinnzusammenhang dauernd verwirklichte.

Eine solche Wirtschaftstheorie mußte es dann auch wirtschaftlich sinnlos finden, wenn man etwa in Auswirkung der freien Konkurrenz den Bergarbeiter an der Ruhr durch billigere Kulis ersetzen oder den unregelmäßigen technischen Fortschritt auch unter Verdrängung bodenverwurzelter Heim- oder Fabrikarbeiter durchführen wollte oder die Wichtigkeit einer gesunden Mischung von Landwirtschaft und Industrie fast ganz übersah. Die liberale Theorie aber konnte in alldem lediglich wirtschaftliche Notwendigkeiten sehen, deren Beschränkung durch sozialpolitische, volkspolitische und außenpolitische Rücksichten man als „Störung des Wirtschafts- oder Preismechanismus“ beklagte oder allenfalls aus „außerwirtschaftlichen“ Gründen, sei es der Ethik, sei es des nationalen Interesses zuließ. Bei Pesch aber waren die räumlichen und zeitlichen Verbundenheiten, die nachbarschaftlichen und gebietlichen Zusammengehörigkeiten und die geschlechterverknüpfenden Beziehungen der Tradition, Heimat und Volklichkeit als wirtschaftliche Bedeutsamkeiten, als mitgestaltende Faktoren des Wirtschaftsverlaufs selbst, durch die Eigenart der wirtschaftstheoretischen Auffassung anerkannt. In dem so aufgefaßten Kulturgeschehen der Volkswirtschaft fanden sozialpolitische, volkspoli-



tische und außenpolitische Auswirkungen auf unsere Wirtschaft ihre natürlichen Ansatzpunkte. Das Gespenst des reinen „homo oeconomicus“ war auch aus der Wirtschaftstheorie gebannt, die Atomisierung der verschiedenen Lebensgebiete der Gesellschaft war verhindert, die Einheit der Kultur und damit die Kultur selbst war gesichert.

Diese Ausführungen wollen keineswegs die relativen Vorzüge der Methode der liberalen Wirtschaftstheorie und jeglichen Wert ihrer Erkenntnisse leugnen, sondern ihre heute besonders gewichtigen Grenzen aufweisen. Auch nicht ein das Quantitative und die ursächlichen Verknüpfungen erforschendes Denken wird verworfen, sondern die Loslösung dieser Gegebenheiten aus den qualitativen Wert- und Zweckzusammenhängen der gesellschaftlichen Wirklichkeit, mithin auch der Wirtschaft. Keineswegs wird also einer die rational erfassbaren Tatsachen und Abhängigkeiten in der Wirtschaft verachtenden willkürlichen Absolutsetzung qualitativer Einheiten oder gesellschaftlicher Werte, etwa des autarken Nationalstaates, das Wort geredet. Wenn auch gewiß aus den vorgetragenen Ausführungen folgt, daß die allmähliche Lösung der Weltwirtschaftskrise in einer allmählichen Differenzierung und Neugliederung des weltwirtschaftlichen Raumes liegen wird, so bedeutet dies durchaus nicht ein Festlegen der Wirtschaftsgliederung auf die jetzigen politischen Räume. Wer dies aus willkürlicher Absolutsetzung des nationalen oder völkisch-rassischen Wertes erstrebte, würde, kulturell gesehen, nur wieder in eine andere Form rein quantitativen und machtmekanistischen Denkens abgleiten und, wirtschaftlich gesehen, einer unabwendbaren Schrumpfung der deutschen Produktivität Tür und Tor öffnen. Volkswirtschaft als „die Wirtschaft eines staatlich geeinten Volkes“ schließt den Zusammenschluß mit andern räumlich und sachlich günstig gelagerten Gebieten nicht aus, sei es durch Zollunion, sei es durch zwischenstaatliche Handelsverträge, die auf notwendigen, dauernden und beiderseitigen Interessen beruhen, sei es schließlich auch durch politische Einigung. Deutschland z. B. kann bei dem Umfang seines Erzeugungsapparates und des in ihm angelegten Kapitals und bei dem Stand seiner Bevölkerung wohl kaum einen andern Weg gehen. Und darüber hinaus bleibt dann zwischen den sich auf diese Weise bildenden größeren Wirtschaftsräumen noch Platz und auch Notwendigkeit für die Weltwirtschaft als ergänzendes Verkehrsgebilde und als sichtbare Auswirkung des Kulturwertes „Menschheit“ in die Wirtschaft hinein.

Überhaupt darf die Begriffsbestimmung der Volkswirtschaft als „Wirtschaft eines staatlich geeinten Volkes“ nicht im Sinn des heute oft berufenen „totalen Staates“ verstanden werden. Wirtschaft ist eine Lebensäußerung der „Gesellschaft“, nicht zunächst des Staates. Ihre Einheit ist durch den ihr eigenen Wert- und Zweckzusammenhang gegeben, daß sie nämlich die „materielle Wohlfahrt aller Volksgenossen“ zu verwirklichen hat, und zwar als Grundlage der übrigen Kultur des Volkes. Einheit und Sinn erwachsen also der Wirtschaft ebensowenig vom Staate aus wie den andern Lebensgebieten der „Gesellschaft“, z. B. der Wissenschaft oder der Kunst. Der Staat ist und bleibt eben — „Quadragesimo anno“ sprach es erneut



aus — Rahmengebilde gesellschaftlichen Lebens, der notwendige, aber letzte Garant seines Bestandes.

Man kann also den Staat weder als Ordnungssystem noch als Machtträger losgelöst von der „Gesellschaft“ und ihren selbständigen Werten und Sinngehalten auffassen, wie es z. B. in den vor der Revolution des vergangenen Jahres liegenden Monaten bei uns auch katholische Regierungsmänner sog. autoritativer Prägung, offenbar unter dem Einfluß neukonservativer, protestantischer Staatsideen, taten. Dann hat es nämlich keinen Zweck, gegenüber heute noch nicht überwundenen Sozialisierungstendenzen in Regierungserklärungen der damaligen Zeit für die Unternehmerinitiative einzutreten, wenn man grundsätzlich aus der Wirtschaft ein Instrument des machtgeladenen Staates macht. Das faschistische Beispiel, wo dem Unternehmertum bis jetzt große Freiheit blieb, darf hier nicht täuschen. Nur weil es zur Zeit und bei den Wirtschaftsverhältnissen Italiens der Wirtschaft geradezu als Machtinstrument des Staates zuträglich war, die Freiheit der Unternehmerinitiative möglichst zu lassen, schlug man dort diese Taktik ein. Man wird sie ändern und hat sie teilweise schon geändert, weil und soweit die Machtziele des Staates es für nötig achten. Nur in der Abkehr von einer Staatsidee, die die „Gesellschaft“ und ihre Lebensgebiete, also auch die Wirtschaft, grundsätzlich in den Staat hineinnimmt und sie so ins „Politische“ auflöst, ist die sinnvolle Freiheit aller Wirtschaftsglieder gesichert. Staat und staatliche Tätigkeit sind und seien der starke und sichernde Rahmen gesellschaftlichen Lebens. Für den Staat gilt: nicht quantitative, sondern qualitative Totalität. Nur diesen Sinn hat es: die Volkswirtschaft ist die Wirtschaft eines staatlich geeinten Volkes.

## Disziplin und Disziplinlosigkeit

Von Stanislaus v. Dunin Borkowski S. J.

Die Erzieher im grauen Altertum wußten bereits, daß übersteigerte Zucht Zuchtlosigkeit erzeugt. Das war eine ganz naheliegende Einsicht. Ist doch der allzu üppige Zuchtaufwand nichts anderes als Zuchtlosigkeit des Erziehers; und was kann da der Zuchterdrückte Besseres tun, als sich anstecken lassen?

Die Übergänge von der Zucht zur Disziplin sind gut gebahnt. Disziplin nennen wir organisierte Zucht und dementsprechend Disziplinlosigkeit organisierte Zuchtlosigkeit.

Wir haben also zwei Reihen mit je zwei Gliedern zu durchwandern.

Die böse Erfahrung mit verstiegenen Zuchtforderungen, die nur von weltfremden Wolkenbewohnern geleugnet wird, läßt allein schon ein schönes Maß der Zucht wünschenswert erscheinen. Und dieser Wunsch formt sich, wo immer Weisheit waltet, zu einem Gebot der wissenschaftlichen Pädagogik und zu Maßnahmen der Erziehungs- und Führerkunst.

Zucht und Ziehen sind stammverwandt. Die Kunst des richtigen Ziehens aber bewegt sich in weiten Räumen: ihr fügen sich Pferd und Segel, Web-